

Mathilda Grace
MITTERNACHTSBLAU

Mitternachtsblau

1. Auflage, ...

Impressum

© ... Mathilda Grace

Am Chursbusch 12, 44879 Bochum

Text: Mathilda Grace 2017/2018

Foto: Sponchia; Pixabay

Coverdesign: Mathilda Grace

Korrektorat: Corina Ponta

Web: www.mathilda-grace.de

Alle Rechte vorbehalten. Auszug und Nachdruck, auch einzelner Teile, nur mit Genehmigung der Autorin.

Sämtliche Personen und Handlungen sind frei erfunden.

Mitternachtsblau enthält homoerotische Handlungen.

Mitternachtsblau
MATHILDA GRACE

- Sci-Fi & Romance -

Liebe Leserin, Lieber Leser,

ohne deine Unterstützung und Wertschätzung meiner Arbeit könnte ich nicht in meinem Traumberuf arbeiten.

Mit deinem Kauf dieses E-Books schaffst du die Grundlage für viele weitere Geschichten aus meiner Feder, die dir in Zukunft hoffentlich wundervolle Lesestunden bescheren werden.

Dankeschön.

Liebe Grüße
Mathilda Grace

Tom Markson weiß, dass sein neuer Auftraggeber ihn belügt, doch einen zerstreuten Genetiker und dessen zwölfjährigen Sohn auf Urlaubsreise zu begleiten, hört sich nach einem leichten Job an. Vater und Sohn planen einen Roadtrip durch die USA, bis hoch nach Kanada. Wozu sie dabei einen Söldner brauchen ist Tom schleierhaft, aber die Bezahlung ist gut und dann ist da noch Seth. Ein Kind, das ihn auf eine ungesunde Weise anzieht. Tom ist entsetzt, denn er hat sich nie für Kinder interessiert und hält Abstand zu dem Jungen, der bei jeder Gelegenheit seine Nähe sucht und ihn damit immer wieder in Bedrängnis bringt. Nach fünf Tagen wirft Tom den Auftrag schließlich hin, doch da ist es längst zu spät, denn Seth ist kein Kind und er will den Mann, den er erwählt hat, nicht mehr gehen lassen.

PROLOG

Tom

Kriege sind ein Milliardengeschäft.

Darum gibt es auch so viele davon.

Es ist für die meisten Regierungen heutzutage profitabler, ihre Waffen in Kriegsgebiete zu liefern, anstatt sich engagiert um einen hoffentlich andauernden Frieden zu bemühen. Die jährlichen Absatzzahlen von Waffen und Militärgerät aller Art gehen in die Millionen. Die des Profits in die Milliarden.

Ich hatte allerdings schon alle Freunde verloren, als ich mit Mitte Dreißig endlich begriff, dass nichts Gutes daran war, in einem von Dürre geplagten Land humanitäre Hilfe zu leisten, wenn die Einheimischen unsere neu gebauten Brunnen in den Nächten wieder abrisen, da ihnen die Maschinen und Bauteile auf dem Schwarzmarkt so viel Geld einbrachten, wie sie nie zuvor besessen hatten und auch nie wieder besitzen würden. Es war in meinen Augen auch nichts Gutes daran, heimischen Rebellen oder den Regierungstruppen zu helfen, die sich mit Waffen bekämpften, die wir ihnen geliefert hatten.

An Kriegen ist überhaupt nichts gut, aber dennoch blieb ich an der Front, denn all das Leid und der Tod brachten mir eine Menge Geld. Auslandseinsätze werden nämlich verdammt gut bezahlt, vor allem mit vielen Dienstjahren auf dem Buckel.

Doch irgendwann begannen die Kriege noch schmutziger zu werden. Noch tödlicher. Biologische Kriegsführung. Häuser blieben unbeschädigt, während die Menschen in ihnen starben wie die Fliegen. Eine völlig neue Art, um Kämpfe für sich zu

entscheiden, aber wie immer hielt die erste Empörung der Welt nicht sehr lange an.

Es sind einfach zu viele Schlachten zu gewinnen, wen stört da schon ein ausgerottetes Dorf irgendwo in einer namenlosen Wüste, um an die vorhandenen Bodenschätze zu kommen. In diese Gegenden setzt kein Reporter jemals einen Fuß, und falls es doch mal ein Mutiger versucht, wird er aus Versehen von einer Drohne mit Fehlfunktion getötet oder er verschwindet für immer in den unendlichen Weiten zwischen vertrockneten Bäumen und Sanddünen.

Ich war sehr viele Jahre nicht besser als Diejenigen, die uns regelmäßig mit Kanistern voller Giftgas und großen Kisten, bis zum Rand mit Waffen gefüllt, versorgten.

Sie lieferten den Tod, wir töteten.

Ich tötete.

Doch selbst ein vollkommen abgestumpfter Soldat, wie ich es war, erreicht eines Tages den Punkt, an dem es genug ist. Bei mir war es ein Einsatz im Sudan. Dabei waren wir eigentlich nur dort, um aufzuräumen. Ein hinterhältiger Giftgasanschlag, durchgeführt von irgendeiner unbekanntem Gruppe. Niemand hatte sich zu dem Anschlag bekannt und tat es auch nie. Mein Team wurde geschickt, um die Leichen zu bergen, weil das Gas ursprünglich von uns stammte. Also bargen wir die Leichen, um unseren guten Willen zu zeigen.

Einundzwanzig Erwachsene und mehr als fünfzig Kinder. Gestorben in der einzigen Schule der Gegend.

Ein Job wie jeder andere. Eigentlich. Denn an diesem Tag rastete irgendetwas in mir aus. Ich hatte beinahe zwanzig Jahre lang alles ertragen, jeden Befehl befolgt, war gegangen, wohin man mich schickte – doch der Anblick dieser toten Kinder war zu viel.

Dabei hatte ich schon weitaus Schlimmeres gesehen. Selbst Leichen von Kindern waren nichts Besonderes für mich, aber dennoch erreichte ihr viel zu früher Tod an jenem Tag das, was

sonst vielleicht keinem jemals gelungen wäre.

Ich hörte auf, ein schweigender, willenloser Soldat zu sein. Stattdessen wurde ich zu einem selbst denkenden Menschen, der den Anblick der toten Kinder einfach nicht verkraftete.

Nach einem Tag wollte ich keine Waffe mehr anfassen.

Nach zwei Tagen verweigerte ich zum allerersten Mal in meinem Leben einen Befehl.

Nach acht Tagen verprügelte ich einen jungen Private, der mich aus der Einzelhaft holte, als er dabei einen Scherz über die ermordeten Kinder machte.

Am selben Tag wurde ich als psychisch instabil eingestuft.

Am nächsten Tag schickte man mich heim.

Heim in eine Welt, die ich nicht mehr kannte, wo niemand auf mich wartete, in die ich nicht mehr gehörte. Man flog mich zurück in die Staaten, in der Tasche ein Attest und die höfliche Aufforderung, mich in der Heimat an einen Psychologen mit Traumaerfahrung zu wenden, was ich natürlich nicht tat. Mein Ziel, aus dem aktiven Dienst entlassen zu werden, hatte ich mit dem Attest erreicht, und nach Zahlung einer netten Abfindung und der Unterschrift auf einem Blatt Papier, das mir befahl auf ewig Stillschweigen über all meine Einsätze und das Erlebte zu bewahren, war ich frei.

Ein Zivilist.

Ohne Schulabschluss, ohne Ausbildung, dafür mit einem halben Leben an Kriegserfahrungen auf dem Buckel und mit genügend Geld in der Tasche, um wenigstens ein Jahr gut über die Runden zu kommen.

Aber so ein Jahr geht schnell vorbei, und als schließlich die Frage aufkam, womit ich in Zukunft mein Geld verdienen soll, um mir den Magen zu füllen und ein Dach über dem Kopf zu haben, entschied ich mich für das, was ich ohnehin am besten konnte, nur ab sofort zu meinen Bedingungen.

Ich wurde Söldner.

KAPITEL 1

Tom

»Bist du sicher, Seth?«

Der Junge begann zu grinsen und nickte.

»Wirklich?«, fragte sein Vater zweifelnd, während ich kurz davor stand, dem hübschen Bengel einfach einen Schubs vom Steg ins Wasser zu geben. Wenn er hier unbedingt schwimmen gehen wollte, was sprach denn dagegen? Nicht das Geringste, aber der werde Professor war leider übervorsichtig, was seinen Sprössling anging, und das ging mir langsam auf die Nerven, dabei waren wir noch keine zwei Tage unterwegs.

Bodyguard für Papa und Junior auf einem Roadtrip durch die USA spielen. Was ich mir dabei gedacht hatte, wusste wohl nur der liebe Gott, dabei war ich weder gläubig noch hatte ich vor, es jemals zu werden. Also war vermutlich die fünfstellige Summe der Grund, die ich für einen Job von ein paar Wochen Dauer bekam. Ein leichter Job, was meine innere Alarmglocke schon warnend hatte aufheulen lassen, da hatte der zerstreute Professor sein verlockendes Angebot noch nicht mal zu Ende ausgesprochen.

Kurz gesagt, ich traute Professor Doktor Irgendwas Robert Richards nicht über den Weg. Ein erfolgreicher und bis zum Hals in Arbeit steckender Genetiker machte keinen Roadtrip quer durch die USA. Schon gar nicht mit seinem zwölfjährigen Sohn im Schlepptau, zu dem es keine Mutter gab.

Ich hatte mich über Richards schlau gemacht und sein Titel und der andere Kram stimmten, soweit ich an Informationen

über ihn herangekommen war. Aber offiziell gab es kein Kind in seinem Lebenslauf auf der Webseite des Weltkonzerns, für den er arbeitete. Oder besser gesagt gearbeitet hatte, denn die Unterschrift auf seiner Kündigung war derart frisch, dass es in meinen Augen gleich noch mal verdächtig war.

Ich fand nur keine Beweise, um ihn damit zu konfrontieren, denn was Seth anging war seine Begründung, sein Privatleben privat zu halten, hieb- und stichfest.

Dagegen konnte ich nicht argumentieren und nach außen hin sah alles danach aus, als hätte Professor Richards offiziell vor ein paar Wochen seinen Job gekündigt und wollte jetzt Zeit mit seinem Sohn verbringen, bevor er sich um eine neue Arbeit kümmerte. Grundsätzlich war ihm das positiv anzurechnen, denn welcher hochdekorierte Wissenschaftler tat das schon?

Mein Problem dabei war nur, dass der liebe Doc alles, was wir taten, mit Bargeld bezahlte, das er entweder bei sich trug oder irgendwo herzauberte, denn er benutzte nirgends seine Kreditkarte. Weder bei unseren Einkäufen noch bei den Hotels, in denen wir übernachteten. Das war zwar grundsätzlich kein richtiger Beweis, immerhin gab es gerade auf dem Land noch genügend Menschen, die ausschließlich Bargeld nutzten, aber ich wusste trotzdem, das irgendetwas an dieser ganzen Sache nicht stimmte.

Wenn man lange genug in der Armee dient und außerdem im Ausland ständig damit beschäftigt ist, nicht hinterrücks von Heckenschützen ermordet zu werden, entwickelt man einen verdammt guten Instinkt für Menschen und Situationen. Und mein Instinkt sagte mir eindeutig, dass an dem höflichen Doc und seinem niedlichen Bengel etwas oberfaul war. Allerdings standen meinem misstrauischen Instinkt zehntausend Dollar gegenüber, die ich verdammt gut gebrauchen konnte, deshalb hatte ich schlussendlich zugesagt, als Richards anrief, um mich zu fragen, ob ich Junior und ihn als Beschützer begleitete.

Beschützer. Was für ein Witz.

Ich saß seit gestern die meiste Zeit faul in der Sonne herum und tat nichts weiter, als Seth dabei zu beobachten, wie er ein Buch nach dem anderen durchsah, mit kindlichem Erstaunen von seinem Vater alles über die hiesige Natur und ihre Tiere wissen wollte, oder, so wie jetzt, sämtliche Überredungskunst einsetzte, damit er in den See springen konnte, auf dessen Steg wir es uns vor einer Stunde gemütlich gemacht hatten.

Das Gewässer gehörte zum familiär geführten Hotelbetrieb und man hatte uns wärmstens ans Herz gelegt, das herrliche Frühsommerwetter auszunutzen und eine Runde schwimmen zu gehen. Oder zu wandern, denn die Gegend war angeblich ein wahres Mekka für Naturfreunde und Kletterer. Das glaubte ich sogar, denn es war nicht zu übersehen, dass wir uns bereits an den Ausläufern der Rocky Montains befanden. Wir würden allerdings nicht lange genug bleiben, um die Naturwunder von Colorado gebühlich bewundern zu können, denn bereits morgen ging es weiter Richtung Wyoming.

»Du kannst noch nicht gut schwimmen.«

»Dad«, stöhnte Seth langgezogen und ich verkniff mir ein Lachen. Offenbar nicht sonderlich gut, denn er grinste mich an, was wiederum seinem Vater auffiel, der mir daraufhin einen resignierten Blick zuwarf.

»Was?«, gab ich mich unschuldig. »Es ist fünfundzwanzig Grad warm und die Sonne scheint schon seit vielen Tagen fast ununterbrochen. Das Wasser dürfte also warm genug sein, und der Tümpel sieht mir außerdem nicht danach aus, als würde Seth in weniger als zwei Minuten von einem riesigen Weißen Hai gefressen.«

»Sie sind nicht hilfreich.«

Das hatte man mir in meinem Leben sehr oft vorgeworfen, allerdings war es noch nie von einem behütenden Vater gesagt worden. Ich war darüber ziemlich amüsiert. »Und Sie sind viel zu vorsichtig. Wir sind hier zu zweit und ich kann definitiv schwimmen. Seth kann also gar nicht absaufen.«

»Ich kann auch schwimmen«, mischte sich Seth ein und sah seinen Vater abwartend an.

»Aber erst seit kurzem«, hielt der Doc dagegen und da war ich nicht der Einzige, der die Augen verdrehte, auch wenn Seth die genervte Geste hinter einem Schnauben versteckte.

»Na und? Tom rettet mich, wenn ich ... äh ... absaufe?«

Er klang als hätte er das Wort noch nie gehört, und das ließ mich nicht zum ersten Mal die Stirn runzeln, denn es gab eine Menge, was der Junge nicht wusste. Zu viel für ein Kind seines Alters, aber dafür konnte es mehrere Erklärungen geben. Eine schwere Krankheit zum Beispiel oder vielleicht war Seth auch einfach nur sehr behütet aufgewachsen. Das würde zumindest seine Begeisterung und Neugier für alles in der Natur erklären, und vor allem die merkwürdige Tatsache, dass sein Wortschatz nicht gerade der Beste war. Und es erklärte ebenfalls, wieso der Doc offiziell überhaupt kein Kind hatte, denn falls die Mutter gestorben war und Seth bei ihr gelebt hatte ...

Ja, das erklärte so einiges. Ich würde Richards heute Abend danach fragen, denn auch wenn er mich nur für meinen Schutz bezahlte, hieß das nicht, dass ich dazu bereit war, die berühmte Katze im Sack zu kaufen. Obwohl ich das längst getan hatte, das war mir durchaus bewusst. Aber zehntausend Dollar sind nun mal zehntausend Dollar. Und die würden mich für einige Monate über die Runden bringen, ohne sofort den nächsten Job für ein superreiches Papasöhnchen annehmen zu müssen, das zu dämlich war, sich die Schuhe zu binden.

»Genau, ich rette ihn«, stimmte ich dem Jungen feixend zu, damit er endlich ins Wasser kam, denn da wollte er unbedingt hin, seinem verträumten Blick auf die Wasseroberfläche nach zu urteilen, und schließlich gab sein Vater mit einem lässigen Schulterzucken nach.

»Na dann los. Aber schwimm bitte nicht weit raus.«

»Mach ich nicht«, versprach Seth ernst und sein Vater und ich grinsten, als er daraufhin einfach Anlauf nahm und in den

See sprang.

Es dauerte nicht sehr lange, bis er wieder auftauchte, etwas Wasser ausspuckte und lachte. Ein völlig normales Kind. Das allerdings wirklich nicht gut schwimmen konnte, erkannte ich schnell und stand auf, um mich ans Ende des Stegs zu setzen, weil ich sehen wollte, wie er seine Beine einsetzte. Himmel, er strampelte herum wie ein ungelinktes Kleinkind. Das reichte, um sich über Wasser zu halten, aber für mehr auch nicht. In einem Gewässer mit Strömung wäre er verloren.

»Nicht so hektisch.«

»Was?«, fragte er verständnislos und ich bewegte die Beine langsam in einer gleichmäßigen Bewegung vor und zurück. Er sah mir zu und probierte es aus. »Verstehe«, murmelte er und winkte mit den Fingern. »Und meine Arme?«

Ich zeigte es ihm. »Lass dich einfach treiben. Das Wasser ist ruhig und hat kaum Strömung. Ins Meer würde ich dich nicht lassen, dazu fehlt dir die Übung. Ja, genau so ...« Ich nickte ihm zu, denn er bekam den richtigen Dreh schnell raus. »Siehst du? Geht sofort leichter, oder?«

Seth strahlte mich an. »Ja. Vielen Dank.«

Ich winkte lächelnd ab. »Kein Thema.«

»Was ist kein Thema?«

Ach ja, der Wortschatz. Ich winkte erneut ab. »Das war nur so ein Spruch. Kein Thema bedeutet in dem Fall: Kein Problem, ich habe dir gern geholfen.« Und das stimmte auch, denn der Junge war nett und genauso neugierig wie ich als kleines Kind. Mir fiel etwas ein. »Seth, versuch nicht zu tauchen, okay?«

»Warum nicht?«, fragte er und an seinem Gesichtsausdruck erkannte ich, dass er genau das vorgehabt hatte. Aber mit den kaum vorhandenen Schwimmkenntnissen war mir die Gefahr zu groß, dass er unter Wasser in Panik geriet und ertrank. Erst einmal reichte es in meinen Augen vollkommen aus, dass sein Kopf oberhalb des Wassers blieb.

»Weil du das vernünftig lernen musst«, antwortete ich und

warf ihm einen unmissverständlichen Blick zu. »Du könntest sonst leicht ertrinken.«

Seth nickte. »Verstehe. Ich versuche es nicht.«

Wohlerzogen, höflich und doch von Tuten und Blasen nicht die geringste oder zumindest wenig Ahnung. In welcher Höhle der Junge auch aufgewachsen war, hier draußen, in der Sonne und an der frischen Luft, mit seinem Vater an der Seite, war er eindeutig besser aufgehoben. Den Rest würde hoffentlich die Zeit erledigen. Und vermutlich unzählige Stunden teurer Nachhilfeunterricht, sobald Seth wieder zur Schule ging. Wann immer das auch sein würde. Noch eine Frage, auf die ich keine Antwort wusste, denn wir hatten Juni und die Sommerferien starteten oftmals erst im Juli.

Andererseits war das von Bundesstaat zu Bundesstaat verschieden und wenn Seth gerade erst seine Mutter verloren hatte, war er wahrscheinlich für den Rest des Schuljahres vom Unterricht freigestellt. Vor allem, da sein Vater plante, mit ihm nach Kanada umzusiedeln.

Ich beobachtete Seth noch ein paar Minuten, doch er lernte wirklich schnell, und als ich mir sicher war, dass ich nicht im nächsten Moment einen Kopfsprung vom Steg machen musste, um ihn vor dem Ertrinken zu retten, sah ich mich nach seinem Vater um, der uns schmunzelnd betrachtete.

»Was?«, fragte ich und bedankte mich mit einem Nicken, als er zu mir kam und mir eine Wasserflasche reichte.

»Sie gehen gut mit ihm um.«

Ich zuckte die Schultern und trank einen Schluck. »Ich habe nichts gegen Kinder.«

»Wollen Sie irgendwann welche?«

»Nein«, antwortete ich, denn Kinder standen definitiv nicht auf meinem Lebensplan. Richards war sichtlich überrascht und ich warf einen prüfenden Blick auf Seth, der von irgendwoher eine Seerose hatte, die er gerade ganz genau betrachtete. »Seth? Das ist eine Seerose.«

»Danke«, rief er und das brachte mich wieder einmal zum Grinsen. Bis mir auffiel, dass die Gelegenheit, mit Richards ein paar Dinge zu klären, gerade mehr als günstig war.

»Wie ist seine Mutter gestorben?«, fragte ich daher und als der Doc daraufhin heftig zusammenzuckte, begriff ich, dass ich mit der Frage mitten in ein Wespennest gestochen hatte.

»Wie kommen Sie darauf, dass sie ...?«

Er verstummte und mied meinen Blick, was mir so einiges über ihn verriet. Unter anderem, dass ich auf meinen Instinkt von Anfang an hätte hören sollen. Die Sache war mehr als faul, aber die Einsicht kam jetzt zu spät, denn ich hatte sein Geld genommen, also würde ich ihn und Seth nach Kanada bringen. Außerdem konnte der Junge nichts dafür, dass sein Vater ein Lügner war.

»Versuchen wir es mal anders ... Ich spekuliere, Sie hören zu und am Ende sagen Sie mir, ob ich richtig liege.«

»Mister Markson ...«

»Tom.«

»Tom, Sie können nicht ... Das ist nicht so einfach.«

Ja, das war mir mittlerweile auch klar, es änderte nur nichts daran, dass ich Antworten wollte, und ich wollte sie jetzt. »Seth spricht zu schlecht für einen Jungen seines Alters. Noch dazu ist er entschieden zu höflich für einen Zwölfjährigen. Ich will ihm nicht unterstellen, dumm zu sein, im Gegenteil, dafür lernt er zu schnell. Aber er sieht Pflanzen und Tiere an, als hätte er sie noch nie zuvor gesehen, und Sie werfen ihm manchmal Blicke zu, als könnten Sie nicht glauben, dass es ihn gibt.«

Richards seufzte leise, richtete seinen Blick auf seinen Sohn und dann sackten seine Schultern etwas herab. »Es stimmt. Bis vor ein paar Monaten wusste ich nicht mal, dass Seth existiert. Er ist an einem Ort aufgewachsen, der so abgeschottet ist, dass er vieles überhaupt nicht kennt. Aber ich möchte, dass sich das ändert. Darum unternehmen wir diese Reise. Ich möchte, dass er die Welt kennenlernt, denn ein Kind sollte jeden Tag spielen,

durch die Gegend toben und lauthals lachen dürfen. Ich will, dass er endlich ein normaler Junge sein darf.«

Wahrscheinlich hatte Seth sein ganzes, bisheriges Leben in einem Internat oder irgendeiner anderen, privaten Einrichtung verbracht, in die man nur dann einen Fuß setzen durfte, wenn man steinreich war. Und als, aus welchem Grund auch immer, die mütterliche Geldquelle versiegt war, hatte man Seths Vater ausfindig gemacht und ihm den Jungen aufs Auge gedrückt.

»Und seine Mutter?«, fragte ich, doch da presste Richards die Lippen zusammen und schwieg. Aha, definitiv ein wunder Punkt. Ich entschied, es dabei zu belassen. Zumindest vorerst. »Was wollen Sie eigentlich tun, sobald Sie mit Seth in Kanada angekommen sind?«

Jetzt sah Richards mich an. »Ich habe nicht die geringste Ahnung. So weit gehen meine Planungen nicht. Ich bin immer noch dabei, mich daran zu gewöhnen, auf einmal Vater eines Sohnes zu sein.«

Das konnte ich verstehen. Würde bei mir plötzlich ein Kind vor der Tür stehen, das ich angeblich gezeugt hatte ...

Nein, es gab Dinge, über die dachte ich besser nicht mal im Traum nach. Ich hatte nie Kinder gewollt und würde auch nie welche haben. Es sei denn, wir Männer entwickelten in naher Zukunft die Fähigkeit welche auszutragen. Aber das war reine Utopie und für alles andere gab es Kondome.

Ich würde auf keinen Fall so verrückt sein, mir ein Kind ans Bein zu binden. Nicht bei meinem unsteten Leben und all den anderen Problemen, die ich mit mir herumschleppte.

KAPITEL 2

Seth

Diese Erde war so anders und gleichzeitig doch so vertraut. Das Licht, die Farben, die Gerüche, die Geräusche – ich kannte all das und doch nichts davon.

Ich träumte von Dingen, die es auf der Erde nicht gab und von denen ich doch wusste, dass sie existierten. Nur eben nicht hier. Ich war nicht von dieser Welt und doch gehörte ich auf eine gewisse Weise dazu. Durch jene Teile von mir, die Robert mir im Labor gegeben hatte. Das starke Tier, das ich von Tag zu Tag mehr in meinen Adern, meinen Knochen und in meinen Sehnen fühlen konnte. Der Mensch, den Robert von sich selbst an mich weitergegeben hatte. Und dies war der Teil, der mein Leben hier überhaupt erst möglich machte.

Aber da gab es auch noch diesen dritten Teil in mir, der so vollkommen anders war als das, was auf der Erde als »normal« galt. Jener dritte Teil, der langsam erwachte und der mir, ginge es nach einigen Menschen im Labor, den Tod bringen sollte.

»Seth? Brauchst du noch lange?«

»Nein, Dad.«

»Vergiss das Zähne putzen nicht.«

»Ja, Dad.«

Robert lachte nebenan leise und ich lächelte in den Spiegel, grinste dieses Gesicht an, das nicht meines war, aber irgendwie auch doch. Es gab so vieles von Robert in diesem Gesicht, doch ich musste immer gut hinsehen, wenn ich es betrachten wollte. Ich hatte seine Nase und seine Ohren, aber nicht seine Augen.

Die waren anders. Nicht nur in der Farbe. Sie lagen auch ganz anders als in Roberts Gesicht.

Im Labor hatte einer der übrigen Wissenschaftler einmal zu Robert gesagt, ich hätte die Augen eines widerlichen Raubtiers und man sollte mich besser vergasen. Das verstand ich nicht, hatte aber auch nicht danach fragen wollen, denn Robert war nach diesen Worten sehr wütend geworden.

Kurz darauf hatten wir das Labor überstürzt verlassen und seither war er für mich Dad.

Dad, Vater, Papa.

Robert hatte mir diese Wörter erklärt und mir auch gesagt, warum ich sie benutzen musste, solange Tom bei uns war oder andere Menschen in der Nähe. Wir durften nicht auffallen, um unsere Flucht nicht zu gefährden. Und wir durften vor allem nicht erwischt werden, weil sonst mein Leben in Gefahr war.

Dieses Leben, das so seltsam für mich war und gleichzeitig so schön. Die Erde war voll mit erstaunlichen Wundern, die ich unbedingt alle entdecken wollte. So wie das angenehm kühle Wasser heute Nachmittag im See, der Duft dieser Seerose oder der eklige Geruch von den Autos, die vor dem Hotel standen.

Toms anziehender Geruch.

Ich schürzte nachdenklich meine Lippen. Woher war dieser Gedanke jetzt gekommen? Ich hatte ihn nicht zum ersten Mal, seit Robert mir Tom vorgestellt hatte, und jedes Mal zog es nur noch stärker an mir, um näher zu diesem erdigen, ruhigen und wunderbaren Duft nach Kraft und Schutz zu kommen.

Ich musste Tom Markson für mich haben. Und zwar schon sehr bald. Warum ich das wollte, dafür hatte ich absolut keine Erklärung. Ich wusste nicht mal, was es überhaupt bedeutete, jemanden für sich haben zu wollen. Aber eines wusste ich ganz sicher, nämlich, dass er *Mein* war. Mein ganz allein. Niemand sonst durfte ihn haben. Niemals.

»Seth?«

Mein Blick wanderte zum Spiegel und ich entdeckte Robert

an der Tür stehen, der mich neugierig ansah. »Ja?«, fragte ich und da trat er näher, strich mit einer Hand über meine Wange.

»Deine Augen sind ganz dunkel. Fast schon schwarz. Hast du wieder an Tom gedacht?«

Er wusste von meinem inneren Drang Tom betreffend, aber auch er hatte keine Erklärung dafür. Robert vermutete, dass es an dem dritten Teil in mir lag. Dass der außerirdische Teil, tief in meinen Genen, Tom haben wollte. Wozu auch immer. Robert wusste so viele Dinge über diese faszinierende Welt, aber was mich anging, war er oftmals noch ratloser als ich selbst. Aber das war in Ordnung für mich, denn ich wusste, dass er mir nichts Böses wollte. Trotz der Tests und Untersuchungen, die ich immer weniger mochte, war Robert das, was er immer als »guten Mann« betitelte. Und Tom war auch ein guter Mann.

Ganz im Gegensatz zu Colonel Jared Trusk aus dem Labor, dem ich auf keinen Fall in die Hände fallen durfte, und der mit Sicherheit längst auf der Suche nach uns war.

»Darf ich?«, fragte Robert und ich konnte sein Unbehagen so stark aus diesen beiden Worten heraushören, dass mir schon klar war, was er wollte, bevor er mir die Spritze zeigte.

»Nicht mehr lange«, sagte ich und hielt ihm den Arm hin, damit er mir Blut abnehmen konnte. Das tat er regelmäßig, um meine Entwicklung zu überwachen, wie er es nannte.

»Was meinst du damit, nicht mehr lange?«, wollte Robert von mir wissen und ich runzelte überlegend die Stirn, aber es war mehr eine Art inneres Gefühl gewesen, das ich dringend in Worte hatte fassen müssen.

»Ich weiß es nicht.«

Robert nickte und machte sich ans Werk. Er agierte schnell und sicher, ich merkte den Stich der Nadel kaum noch, und als er fertig war, bedankte er sich, wie er es immer tat.

Er war der einzige Mensch im Labor gewesen, der sich vom Tag meiner Geburt an immer freundlich und anständig mir gegenüber benommen hatte. Die anderen hatten Angst vor mir

gehabt oder waren einfach gemein gewesen, weil ich für sie nur ein Subjekt war, das sie bis zur allerletzten Zelle ausbeuten wollten. Robert hatte mich niemals so gesehen und daher hatte ich keine Sekunde gezögert, als er im letzten Monat plötzlich mitten in der Nacht in meinen gläsernen Käfig gekommen war und zu mir gesagt hatte, dass wir sofort gehen müssten.

Und hier waren wir nun.

An einem Ort, den man als Hotel bezeichnete, irgendwo in der Mitte der USA, weit weg von der Anlage im Osten, wo ich geboren worden war. Wirklich sicher würden wir jedoch erst in einem Land namens Kanada sein, aber bis dorthin lag noch ein langer Weg vor uns.

Robert schmunzelte, als ich gähnte. »Ab ins Bett mit dir. Es ist schon spät.«

»Kommst du auch?«, fragte ich, weil ich seit ein paar Tagen in den Nächten ständig fror und Roberts Körperwärme machte diese innere Kälte ein wenig erträglicher.

»Ich erledige die Schnelltests und dusche danach, dann bin ich wärmer für dich«, antwortete er und strich mir lächelnd durchs Haar. »Ich liebe dich, Seth, und ich hoffe, dass du eines Tages verstehst, was diese Worte bedeuten und wie wichtig sie für uns Menschen sind.«

KAPITEL 3

Tom

Mein Brummschädel fiel Richards beim Frühstück am nächsten Morgen schnell auf, aber er sagte nichts dazu, denn er hatte genug damit zu tun, Seth auf seinem Stuhl zu halten, der unbedingt noch eine Runde schwimmen gehen wollte, ehe wir unseren Mietwagen vollluden und uns in Richtung Norden auf den Weg machten.

Schließlich gab er sich den ständigen Bitten seines Sohnes geschlagen und ich war insgeheim heilfroh darüber, denn mit meinem Restalkohol im Blut konnte ich mich nie und nimmer hinters Steuer setzen, das wäre zu gefährlich gewesen. Aber ich wollte auf gar keinen Fall Richards fahren lassen und den Unterhalter für Seth spielen müssen, das würden meine armen Nerven heute nicht durchhalten.

Kaffee. Ich brauchte Kaffee. Und zwar jede Menge davon und so schwarz wie nur möglich. Dazu etwas Vernünftiges zu essen und danach war ich startklar. Hoffentlich.

Richards schien davon allerdings nicht überzeugt zu sein, denn nach dem Frühstück wurde ich doch zum Aufpasser von Seth verdonnert, damit sein Vater in Ruhe unser Zeug packen und auschecken konnte. Wie gut, dass ich es aus der Armeezeit gewohnt war, direkt nach dem Aufstehen meinen Kram in aller Eile zusammenzupacken. So würde Richards nur eine volle Reisetasche auf dem Bett vorfinden, die keinerlei Verdacht erregte, da ich mein Messer bereits an meinem Knöchel unter der Hose und die Waffe nicht sichtbar unter der dünnen Jacke

bei mir trug.

Seth kletterte mit Hilfe der seitlich angebrachten Leiter auf den Steg und setzte sich neben mich. Ich reichte ihm wortlos ein Handtuch zum Abtrocknen und widmete mich dann mit Inbrunst meiner dritten Tasse von einem umwerfenden Kaffee, der, gemeinsam mit den Schmerztabletten, die man netterweise an der Rezeption für mich gehabt hatte, langsam den Kampf gegen meine Kopfschmerzen gewann. Ich hatte es gestern Abend wirklich übertrieben und war dementsprechend so sehr mit mir und meinem Elend beschäftigt, dass mir erst recht spät auffiel, dass Seth die ganze Zeit schwieg.

»Alles in Ordnung, Kleiner?«, fragte ich, als mir Seths Ruhe schließlich unheimlich wurde.

»Du riechst komisch.«

Mist. Vielleicht hätte ich mir die Zähne doch lieber zweimal putzen sollen. Oder das nächste Mal rechtzeitig daran denken, neue Pfefferminzbonbons zu kaufen. Mein Vorrat war nämlich schon seit letzter Woche aufgebraucht und ich hatte einfach nicht daran gedacht, mir vor dem Aufbruch mit Richards und seinem Jungen ein paar neue Tüten zu besorgen.

»Hey, ich war vorhin duschen«, versuchte ich es mit einem Scherz, der allerdings mächtig nach hinten losging, denn statt zu lachen, runzelte Seth nachdenklich die Stirn.

»Du bist sauber, aber du riechst trotzdem komisch.«

Er roch dafür umso besser. Was mich vollkommen entsetzte und schockiert ein Stück von Seth abrücken ließ, als mir abrupt klar wurde, was ich da gerade gedacht hatte.

Hatte ich mir letzte Nacht aus Versehen den Verstand weg gesoffen? Das war ein Kind, um Himmels willen? Ein netter, zwölfjähriger Bengel, der mit großer Wahrscheinlichkeit meine Fahne gerochen hatte und damit hoffentlich nichts anfangen konnte. Und ich saß neben ihm auf einem zwei Meter breiten Holzsteg und dachte darüber nach, wie gut er roch?

»Du solltest dich lieber anziehen, wir wollen bald los«, war

schlussendlich alles, was mir einfiel, um ihn loszuwerden, und Gott sei Dank funktionierte es, denn Seth stand auf und strich mir kurz über die Schulter, bevor er mich alleinließ.

Und was sollte das nun wieder?

Ich rieb mir schauernd über die von ihm berührte Stelle. Mein Magen rebellierte auf einmal und mir wurde so übel wie schon lange nicht mehr. Zu viel zu saufen war eine Sache. Ich hatte mich daran gewöhnt und wusste im Allgemeinen, wie viel ich vertrug. Gut, gestern Abend war ein Fehler gewesen, aber ich hatte einfach nicht die Augen schließen können, ohne plötzlich wieder im Sudan zu sein, und war am Ende runter an die zum Hotel gehörende Bar gegangen, um mir eine Flasche Jack Daniels zu besorgen.

Wie gesagt, das Trinken war eine Sache, die zwar ein Fehler war und mich irgendwann umbringen würde, aber ich hatte es wenigstens unter Kontrolle.

Doch das eben entzog sich meiner Kontrolle ganz gewaltig und es ging eindeutig zu weit. Ich durfte auf gar keinen Fall so über ein Kind denken. Ich hatte während meiner Dienstzeit in der Armee Männer getötet, die Kinder auf diese widerwärtige Weise ansahen, und ich hatte dabei nicht den leisesten Hauch eines schlechten Gewissens gehabt.

»Schluss mit der Sauferei«, murmelte ich zu mir selbst und erhob mich kopfschüttelnd, was ich besser gelassen hätte, denn mein Brummschädel reagierte darauf mit einer neuen Welle an Schmerzen. »Scheiße«, schimpfte ich und machte mich auf den Weg ins Hotel. Es wurde Zeit, dass wir hier verschwanden, und wenn ich großes Glück hatte, nahm Seth den Beifahrersitz in Beschlag, sodass ich noch ein paar Stunden schlafen konnte. »Ein toller Bodyguard bist du«, schalt ich mich leise und trug die Tasse ins Restaurant, wo ich sie bekommen hatte.

Auf dem Rückweg zum Auto traf ich mit Seth zusammen, der einen Rucksack bei sich hatte und mir einen dermaßen missbilligenden Blick zuwarf, dass ich eine Gänsehaut bekam.

»Was?«, blaffte ich ihn unbeherrscht an und machte dann, dass ich nach draußen kam, als er mich irritiert ansah. »Ich fahre«, war der Doc der nächste, der meine schlechte Laune zu spüren bekam, aber was dann passierte, damit hätte ich nie im Leben gerechnet.

»Du fährst nicht«, knurrte auf einmal Seth hinter mir und ich drehte mich verblüfft zu ihm um. Sein bedrohlicher Blick ließ mich zusammensucken, wie einen jungen Rekruten vor seinem laut herum brüllenden Ausbilder am ersten Tag in der Grundausbildung. »Dad fährt uns. Du sitzt hinten, bis du nicht mehr stinkst.«

»Sie haben meinen Sohn gehört«, erklärte Richards trocken und stieg ins Auto. Seth folgte ihm und kurz darauf stand ich wie ein Vollidiot allein neben dem Wagen.

Na wunderbar. Tag drei meines angeblich leichten Auftrags und ich hatte es mir mit meinen Auftraggebern, Seth zählte ich jetzt einfach mal dazu, soeben vollends verscherzt.

Das war ein neuer Negativrekord.
Sogar für mich.

Eine kleine Hand strich sanft über meine Wange. Ich lehnte mich seufzend in die Berührung und dämmerte wieder weg, als die Finger blieben, wo sie waren. Das fühlte sich wirklich gut an. Schön. Behaglich. Warm. Ich war zufrieden.

»Lass ihn schlafen, Seth.«

»Er riecht wieder gut.«

»Das kann ich mir vorstellen. Lass ihn trotzdem schlafen, er braucht die Erholung. Ich bringe ihm für unterwegs etwas mit. Was möchtest du essen?«

»Einen Burger und diese ... Moment ... Pommes? Mit dem weißen Zeug drauf, das mag ich.«

Ich hörte Richards lachen, aber es klang seltsam gedämpft, wie durch Watte. Scheinbar war ich wirklich noch nicht wach. Eher wie in einer Art von Halbschlaf. Seltsam. Hatte ich so was

schon mal erlebt? Ich konnte mich nicht daran erinnern.

»Mayonnaise. Bekommst du, aber nur wenn du auch einen Salat dazu isst.«

»Was ist da drin?«

»Überraschung.«

»Robert!«

Wieder dieses Lachen, während mein schlaftrunkenes Hirn sich erstaunt fragte, warum Seth seinen Vater beim Vornamen nannte. Aber irgendwie erschien mir eine Antwort darauf nicht wichtig. Jedenfalls nicht wichtig genug, um jetzt die Augen zu öffnen und aufzuwachen.

Der Burger und die Pommes, die Richards mir mitgebracht hatte, waren längst kalt, als ich sie am Nachmittag förmlich in mich hineinschlang, nachdem ich mit einem heftig knurrenden Magen aufgewacht war.

Sehr zur Belustigung von Seth, der mir einen enttäuschten Blick zuwarf, als er in einer Tank- und Toilettenpause bei mir auftauchte und ich sofort vor ihm zurückwich. Es war unfair ihm gegenüber, aber ich konnte einfach nicht vergessen, was ich am Morgen über ihn gedacht hatte, und ich wollte so weit wie nur irgendwie möglich von ihm fernbleiben. Was natürlich völliger Blödsinn war, immerhin sollte ich auf Seth und seinen Vater aufpassen. Aber ich konnte wenigstens den Versuch von Anstand wahren und mich ab jetzt ganz professionell geben.

Ich hielt bis zum späten Abend durch.

Wir hatten eben erst in einem Motel am Rand einer kleinen Ortschaft, deren Name ein echter Zungenbrecher war, für diese Nacht Halt gemacht, als ich beim Öffnen der Reisetasche ein leichtes Zittern in meiner rechten Hand bemerkte.

Ich erkannte es nicht mal sofort, weil es überhaupt nicht die übliche Zeit war. Nicht nach meinem Absturz gestern. Normal waren ein paar Tage, mindestens drei, bis die obligatorischen Biere vor dem Schlafengehen nicht mehr reichten. Das musste

an dem ganzen Stress liegen. Und daran, dass ich von Richards und seinem Sohn erappt worden war. Dem Sohn, an den ich in einer Art und Weise dachte, für die andere Perverse von mir eine Kugel in den Kopf kassiert hatten. Kein Wunder, dass ich mit den Nerven am Ende war.

Nachdem ich die Hand zur Faust geballt und ein paar Mal hörbar durchgeatmet hatte, war das Zittern verschwunden und ich ging unter die Dusche. Fest entschlossen mir später zum Abendessen ein Bier zu gönnen. Aber nicht mehr. Ich hatte das Ganze unter Kontrolle und ich würde mir nicht noch einmal so einen Fauxpas erlauben wie heute Morgen.

Allerdings geraten derartige Entschlüsse verdammt schnell ins Wanken, wenn man in einem Diner gegenüber vom Motel knapp eine Stunde damit beschäftigt ist, eindringlichen Blicken auszuweichen, für die »subtil« nun eindeutig nicht das richtige Wort war. Seth beobachtete mich die ganze Zeit. Während wir bestellten, Smalltalk trieben und dabei auf das Essen warteten, schweigend aßen. Er beobachtete mich sogar, während er sich von Richards erklären ließ, was Pfannkuchen waren und wieso man die hier nur zum Frühstück bekam. Am Ende hätte ich am liebsten erleichtert eine Faust in die Höhe gereckt, als Richards für uns bezahlte, damit wir gehen konnten.

Ich war derart fertig mit den Nerven, dass mich mein erster Gang nach unserer Rückkehr zum Motel zur Rezeption führte, um herauszufinden, ob und wo es eine Bar gab. Selbst wenn es in solchen Kleinstädten keine Geschäfte gab, Alkohol bekam man immer irgendwo. Ich hatte auch hier Glück und nach den ersten zwei Bier, die ich gleich auf dem Rückweg trank, wurde ich ruhig genug, um nachdenken zu können.

Was stimmte mit dem Jungen nicht? Ja, er war nett, höflich, schien im Grunde recht intelligent zu sein, dafür, dass er bisher förmlich hinterm Mond gelebt hatte, aber all das täuschte nicht darüber hinweg, dass er mir langsam unheimlich wurde.

Doch gleichzeitig zog es mich zu Seth hin.

Du lieber Himmel. Schluss damit!

Kopfschüttelnd trank ich einen weiteren Schluck Bier und ließ meinen Blick dabei prüfend die einzige Hauptstraße dieses Ortes entlangwandern. Es war alles ruhig. Nicht mal ein Auto war noch unterwegs, dabei zeigte der Himmel gerade mal die ersten Anzeichen seiner typischen Abendfärbung. Man merkte eindeutig, dass dieser Ort vom Trubel einer größeren Stadt wie Denver so weit entfernt war, wie der Mond von der Erde.

Ich sah in die entgegengesetzte Richtung, wo mich dieselbe Langeweile erwartete. Lange konnte ich hier nicht mehr sitzen ohne aufzufallen. Ein Bier trinkender Motelgast auf einer Bank vor besagtem Motel, das war in Ordnung. Aber mein letztes Bier war fast leer und ein Fremder, der nichts tat, außer abends in regelmäßigen Abständen die Straße zu beobachten, das wäre verdächtig. Besonders in verschlafenen Orten wie diesen.

Eine Hand erschien überraschend in meinem Blickfeld und nahm mir die Flasche weg.

»Hey!«

»Es gibt weitaus bessere Wege, um etwas gegen anhaltende Schlafstörungen zu tun. Ich habe einen Söldner engagiert und keinen Säufer.« Richards setzte sich zu mir und stellte das Bier außerhalb meiner Reichweite neben sich auf die Bank. »Soll ich für Seth und mich jemand anderen finden?«

Seine Frage war berechtigt und sie hatte kommen müssen, nach meinem Auftreten von heute Morgen. Aber ich wollte sie nicht beantworten, denn seltsamerweise wollte ich diesen Job nicht verlieren. Ich konnte noch immer Seths Hand auf meiner Wange fühlen, die Wärme seiner Finger, die Weichheit seiner Haut. Großer Gott, ich verlor wirklich meinen Verstand, aber bei der Vorstellung, Richards Frage mit Ja zu beantworten, was ich hätte tun müssen, wäre ich ein anständiger Mann gewesen, drehte sich mir der Magen um. Ich würde Seth nicht anfassen, nie im Leben. Eher jagte ich mir eine Kugel in den verdammten Schädel. Aber ich konnte auf ihn aufpassen. Zeit mit ihm und

seinem Vater verbringen. In seiner Nähe bleiben, aber nicht zu nahe. Nur die paar Wochen, mehr würde es ohnehin nicht sein. Wenigstens dieser eine Monat, und hinterher würde ich einen Weg finden, um endlich von diesem gottverdammten Alkohol wegzukommen.

»Nein.«

»Sicher?«, konterte Richards scharf und schlug im nächsten Moment seine Beine übereinander. »Ich weiß, dass Sie glauben, ich würde Sie belügen, und Sie haben recht, das tue ich. Aber ich schätze, was das angeht, können wir uns die Hand reichen, nicht wahr?«

Ich schwieg, denn er hatte recht.

»Wie lange trinken Sie schon?«

Lange. Viel zu lange.

Alkohol war leicht zu bekommen. Vor allem für Soldaten in Kriegsgebieten. Man glaubt es kaum, bis man es selbst erlebt. Dort bekam man für Geld einfach alles, und eine Fahne konnte mit dem Gestank von seit Wochen nicht ausgelüfteten Schuhen oder seit Tagen nicht gewaschenen T-Shirts leichter vertuscht werden, als eine von zu viel Schnupferei blutende Nase oder Einstichstellen am Körper. Wobei es auch dabei Möglichkeiten gab, um seine Sucht zu verbergen, bis man irgendwann nicht mehr an Stoff kam und Entzugserscheinungen auftraten.

Ich hatte einige Kameraden gekannt, die aus diesem Grund ihren Dienst hatten quittieren müssen, während wir mit selbst gepanschem Zeug super über die Runden gekommen waren. Natürlich waren nicht alle Soldaten in meiner Einheit Säufer oder anderweitig süchtig gewesen, aber es hatte immer welche in den einzelnen Truppenteilen gegeben, sodass wir jederzeit mindestens einen fanden, der wusste, wo günstig Nachschub zu kaufen oder zu klauen war.

Spätestens mit dem dritten oder vierten Einsatz in einem Kriegsgebiet, begannen weit mehr Soldaten abzubauen, als die naive Öffentlichkeit je erfahren würde, oder sie entwickelten

Macken, die sie spätestens nach ihrer Entlassung auf die Straße trieben. Oft in die Sucht und Obdachlosigkeit, aus der viele ihr Leben lang nicht mehr herausfanden. Aber das ging Richards nichts an und deshalb schwieg ich einfach weiter.

»Soll ich heute das Spekulieren übernehmen?«

Er war eine Nervensäge, aber kein Vollidiot, das musste ich ihm lassen. Trotzdem verdrehte ich die Augen, bevor ich beide Beine ausstreckte und einen Seitenblick zu meinem Bier warf, der nicht unbemerkt blieb.

»Muss ich es wirklich erst auskippen?«

»Herrgott!«, fuhr ich aus der Haut. »Dann saufe ich eben zu viel, na und wenn schon? Ich bezweifle doch sehr, dass hier in fünf Minuten eine Horde Wahnsinniger auftaucht, um Sie und Seth niederzumetzeln. Ich frage mich ohnehin, wofür Sie mich eigentlich engagiert haben?«

»Zu unserem Schutz.«

»Wovor? Dem guten Wetter?«

»Vor demselben Schlag von Leuten, die Sie jahrelang in den Krieg geschickt haben, ohne sich darum zu kümmern, was das für Soldaten für Folgen haben kann.«

»Militär?«, fragte ich verblüfft und starrte Richards an. »Sie sind doch nur ein Wissenschaftler, der in seinem Labor hockt und irgendwelche Experime...« Ich brach abrupt ab, als mir ein Gedanke kam, doch der Doc erhob sich und schob mir das Bier zu, bevor ich ihn aussprechen konnte.

»Viel Spaß beim zu Tode saufen, Tom.«

Das saß. Und es verdarb mir endgültig die Lust an meinem Bier. Es war ohnehin ein Fehler gewesen, es zu besorgen, aber jetzt hatte ich einen guten Grund, die Flasche auszukippen und mich dabei zu fragen, ob es wirklich sein konnte, dass der nette Professor Richards in Wahrheit ein gruseliger Doktor Mengele war, der für das Militär arbeitete?

KAPITEL 4

Seth

»Tom ist krank, nicht wahr?«

Ich war mir nicht sicher, ob ich wirklich verstand, was der Begriff Kranksein bedeutete, aber dass mit Toms Geruch heute Morgen etwas nicht gestimmt hatte, war mir aufgefallen. Und mir war ebenfalls nicht entgangen, wie wütend Robert in der ersten Stunde nach unserer Abfahrt gewesen war, bis Tom im Schlaf anfang zu träumen und erst wieder ruhiger wurde, als ich es schließlich wagte, ihn zu berühren.

Das hatte ihm sehr gefallen. Mir auch, was ich immer noch nicht erklären konnte. Eines hatte ich mittlerweile jedoch sehr wohl begriffen, nämlich dass Tom meine Berührungen zwar im Schlaf mochte und dann sogar meine Nähe suchte, sich aber unwohl damit fühlte, sobald er wach war.

Robert sah mich mitfühlend an und klopfte neben sich aufs Bett. Er wartete, bis ich mich gesetzt hatte. »Ja, Seth, das ist er. Aber nicht auf körperliche Weise, das hoffe ich jedenfalls.«

»Was?«, fragte ich verständnislos.

»Ich versuche, es dir zu erklären«, antwortete Robert und nahm meine Hand in seine. »Weißt du, Tom war früher, bevor er anfang, Leute zu beschützen, ein Soldat ... Ein guter«, schob Robert sofort nach, als ich instinktiv das Gesicht verzog. »Nicht wie Trusk, Seth, denk das nicht. Tom gehört zu den Guten und darum ist er jetzt auch krank.«

Weil jemand gut war, wurde er davon krank? »Das verstehe ich nicht.«

Robert nickte, als hätte er damit gerechnet. »Viele Soldaten, die in Kriegen kämpfen, haben anschließend Probleme, wieder ein normales Leben zu führen. Einige von ihnen werden krank. Sie schlafen schlecht, haben böse Träume, so wie Tom heute im Auto, oder sie bekommen Angst vor anderen Menschen, sogar vor dem Leben selbst ... Für diese Soldaten gibt es Ärzte, die ihnen helfen können, gesund zu werden, nur müssen sie dafür zu ihnen gehen. Ich glaube aber nicht, dass Tom das getan hat. Er versucht, allein mit seinen bösen Erinnerungen an den Krieg fertigzuwerden und dafür braucht er Hilfsmittel. Darum riecht er manchmal so komisch. Was du heute an ihm gerochen hast, war Alkohol. Tom hat sich gestern Abend betrunken, damit er in der Nacht schlafen kann, und hatte heute Morgen deswegen eine Fahne. So nennen wir das, wenn sich jemand betrinkt und man das am nächsten Tag deutlich merkt.«

»Alkohol trinken ist also nicht gut?«, fasste ich das für mich Wichtigste aus Roberts Erklärung zusammen und er schüttelte mit ernstem Blick den Kopf.

»Nein. Absolut nicht.«

»Aber warum trinkt er ihn dann?«

»Alkohol ist eine Droge, Seth, und danach kann man leicht süchtig werden.« Robert schaute mich mahnend an. »Stell dir einmal vor, ich würde dich nie mehr schwimmen gehen lassen. Wie wäre das für dich?«

Bei der Vorstellung schauderte ich, weil ich das auf keinen Fall wollte. Ich mochte Wasser so gern, auch wenn ich nicht gut schwimmen konnte und unbedingt tauchen lernen wollte, um mir diese merkwürdigen Pflanzen und Tiere anzusehen, die im Wasser lebten. »Aber warum? Ich mag Wasser.«

»Ja, genau darum. Ich würde es dir verbieten und du wärst wütend und enttäuscht. Du wärst sauer auf mich, weil ich dich nicht mehr schwimmen lasse, obwohl du es so sehr willst.«

Ich runzelte nachdenklich die Stirn. Das klang, als wäre ich ebenso krank wie Tom, aber ich fühlte mich nicht krank. Ganz

im Gegenteil, ich fühlte mich gut. Gesund und stark. Außer in den Nächten, wo ich immer so sehr fror. Aber das konnte doch nicht am Wasser liegen. Oder?

»Bin ich auch süchtig?«, fragte ich beunruhigt, doch Robert schüttelte sofort den Kopf.

»Nein, Seth, keine Sorge, das bist du nicht. Ich wollte es dir nur an einem Beispiel erklären. Kein gutes Beispiel, ich gebe es zu.« Er schmunzelte kurz, um anschließend schwer zu seufzen. »Tom trinkt Alkohol, damit er schlafen kann, Seth, und wenn er genug trinkt, träumt er nicht vom Krieg. Das Tückische an Alkohol ist aber, dass sein Körper sich an ihn gewöhnt und mit der Zeit braucht Tom immer mehr, um nachts weiterhin ruhig schlafen zu können. Irgendwann erreicht er dann einen Punkt, an dem er ohne Alkohol gar nicht mehr zurechtkommt. In dem Moment wird der Alkohol für ihn wirklich zur Sucht.« Robert sah mich besorgt an. »Ich glaube, Tom steht kurz davor, diesen Punkt zu erreichen.«

Die Vorstellung war so erschreckend, dass mir übel wurde. Ich wollte nicht, dass Tom krank war und in Zukunft immer so eklig roch und schlecht gelaunt war wie heute früh. Ich wollte, dass er so war, wie gestern am See. Als er gelächelt und mir erklärt hatte, wie ich besser schwimmen konnte. Also fasste ich einen Entschluss.

»Er muss damit aufhören.«

Robert nickte. »Ich weiß, nur ist das nicht so leicht, wie du dir das vorstellst. Wenn sich ein Körper an eine Droge gewöhnt hat, reagiert er mit Entzugserscheinungen, wenn er nicht mehr regelmäßige Nachschub bekommt. Von ihm zu verlangen, nicht mehr zu trinken, wird vielleicht nicht ausreichen, Seth.«

Bevor ich fragen konnte, was Entzugserscheinungen waren, stöhnte Robert plötzlich auf und erhob sich.

»Himmel, ich bin so dumm. Warum ist mir das nicht früher eingefallen?«

Er eilte zu seiner Tasche und kam kurz darauf mit seinem

Laptop zurück zu mir zum Bett. Ich wusste, dass dieser Laptop ein Computer war, mit dem er an meinen Testreihen arbeitete. Es dauerte nicht lange und auf dem dunklen Bildschirm zeigte sich ein Foto von mir als Baby und viele kleine Symbole, die ich nicht verstand. Robert zeigte auf eines und berührte dabei mit seinem Finger eine kleine, schwarze Fläche unterhalb von mehreren Buchstabenreihen.

»Sieh mal ... Das ist unser Internet. In etwa gleichzusetzen mit Büchern, nur dass du hier viel mehr Informationen vor dir hast.« Er tippte über die Buchstabenreihen die Wörter »Sucht, Alkohol, Entzugserscheinungen« ein und sie erschienen gleich darauf auf dem Bildschirm. Ich war völlig fasziniert. »Möchtest du es versuchen?«

Mein sprachloses Nicken brachte ihn zum Lachen und ein paar Minuten später saß ich, in ein langes Dokument vertieft, das den Titel »Alkoholsucht« trug, auf dem Bett und fing an zu lernen, was es mit Toms Krankheit auf sich hatte.

KAPITEL 5

Trusk

»Irgendeine Spur von ihnen?«

Der erfahrene Sergeant salutierte vor mir und erst als ich nickte, entspannte er sich und nahm die Hand herunter. »Nein, Sir. Wie Sie vermuteten, nutzt Doktor Richards ausschließlich Bargeld. Die Spur verliert sich weiterhin bei ihm zu Hause und wir konnten trotz aller Bemühungen nicht herausfinden, in welche Richtung er mit Subjekt 11 unterwegs ist.«

Die Ausrede hörte ich jetzt seit drei Wochen und langsam aber sicher hing sie mir zum Hals raus. Wir hatten die besten technischen Spielereien und sogar Satellitenüberwachung zur Verfügung, und trotzdem gelang es meinen Leuten nicht, einen Mann in Begleitung eines Kindes aufzuspüren?

»Der Computer?«, fragte ich weiter.

»Absolut sauber. Der Laptop war nicht zu finden, daran hat sich auch nach unserer zweiten, ausführlichen Durchsuchung nichts geändert. Er hat ihn also entweder zerstört oder bei sich. Ich würde Letzteres vermuten, weil er Wissenschaftler ist und vermutlich Forschungsdaten auf dem Laptop hat, doch bisher hat er nicht versucht, sich von außerhalb ins Netzwerk unseres Labors einzuloggen. Weder über seinen eigenen Laptop noch über ein Internetcafé. Ich bezweifle auch ernsthaft, dass er das jemals tun wird.«

Dahingehend stimmte ich dem Sergeant zu, denn Richards hatte alles riskiert, um Subjekt 11 vor knapp einem Monat in einer Nacht- und Nebelaktion hier rauszuholen. Er würde das

niemals durch einen dummen Fehler kaputtmachen, dafür war der Mann zu klug.

»Haben Sie die Beweise für unsere Anwesenheit in seinem Haus vernichtet?«

»Ja, Colonel, wie befohlen. Ein Gasleck, das leider zu einem Feuer führte, welches das Haus komplett zerstörte. Wir haben vorher noch entdeckt, dass in Richards Heimbüro einige Dinge fehlten. Unter anderem ein Mikroskop samt Zubehör, ein Paket steril verpackter Spritzen und Verbandsmaterial. Es kann sein, dass noch mehr fehlte, aber sein Haus war nach unserer ersten Durchsuchung ein totales Chaos, es wäre unmöglich gewesen, das herauszufinden.«

Das war auch gar nicht nötig. Jedenfalls nicht für mich. Der wertvolle Doktor hatte vor, unterwegs seine Testreihen an Subjekt 11 fortzuführen. Schlau. Verdammte Schläue sogar. Ich verbiss mir einen saftigen Fluch. Der Mistkerl wollte seine Forschung beenden und hinterher wahrscheinlich an den Meistbietenden verkaufen, um sein Überleben zu sichern. Und vielleicht sogar das unseres wertvollen Subjekts. Doktor Robert Richards war ein verdammter Verräter.

»Handydaten?«

»Nichts Auffälliges. Seit seiner Flucht ist es ausgeschaltet, war aber nicht im Haus. Was nichts heißen muss. Vermutlich hat er es weggeworfen.«

»Die öffentlichen Verkehrsmittel?«

»Weiterhin keine Spur zu finden. Weder bei Bus oder Bahn. Die Flughäfen sind ebenfalls sauber. Ich tippe immer noch auf einen Mietwagen, doch falls er den bar bezahlt hat, wovon wir ausgehen müssen, weil sein Konto am Tag der Flucht aufgelöst und ausbezahlt wurde, ist es so gut wie unmöglich, ihn damit zu finden. Wir überprüfen dennoch weiter alle hier ansässigen Firmen, aber selbst wenn wir Glück haben sollten, wird er den Wagen mittlerweile gewechselt haben. Der Mann ist eindeutig nicht dumm.« Der Sergeant verzog das Gesicht.

»Was?«, hakte ich sofort nach.

»Doktor Meyers aus dem Labor hat sich gemeldet. Sie sind endlich mit der Bestandsaufnahme fertig und es sieht nicht gut aus, Sir.«

Das Gegenteil hätte mich auch stark gewundert, immerhin hatten wir fast zwei Tage gebraucht, um das Feuer zu löschen, das Richards in den Laboren gelegt hatte, um seine Spuren zu verwischen. Drei Tage war er bereits mit unserem Subjekt auf der Flucht gewesen, als wir endlich bemerkten, dass die beiden nicht in den Flammen umgekommen waren.

»Ich höre.«

»Richards hat nicht nur die Feuerlöschanlage ausgeschaltet, sondern auch die Kühlung für die restlichen Embryonen und befruchteten Eizellen. Das wurde erst heute morgen bemerkt, weil sie die ganze Zeit versucht haben, wenigstens die sieben Lebendproben zu retten, die das Feuer überstanden hatten. Die Datensicherung der verbrannten Computer war ebenfalls nicht erfolgreich. Laut Doktor Meyers stehen sie wieder bei Null.«

»Richards hat also ganze Arbeit geleistet«, knurrte ich und schickte den Sergeant mit einem harschen »Suchen Sie weiter!« aus meinem Büro.

Dafür würde Robert Richards mir büßen. Mehr als dreißig Jahre mühsam zusammengetragene Forschung war vernichtet, weil ein genialer Genetiker plötzlich ein Gewissen bekommen hatte. Es war unfassbar. Und ein verdammtes Ärgernis. Warum war im Labor niemandem aufgefallen, dass Richards zu dem Subjekt einen fast schon väterlichen Kontakt aufgebaut hatte? Es gab aus gutem Grund Ethikregeln, die zu nahen Kontakt zu den Forschungsobjekten untersagten. Aber offenbar nahm man es hier mit den Regeln nicht allzu genau, sonst hätte der beste Genetiker dieses Labors kaum einfach so mit dem wertvollsten Objekt, das je unter meiner Kontrolle gestanden hatte, aus der Anlage spazieren können.

Wir brauchten dringend unser verdammtes Subjekt zurück.

Gerade jetzt, wo die restlichen Lebendproben und Embryonen vollständig vernichtet waren. Dieses unzählige Milliarden von Dollar teure Forschungsobjekt war die letzte noch verbliebene Möglichkeit, mit seinem genetischen Code weiterzuarbeiten, damit wir in ein paar Jahren anfangen konnten, erste Tests an lebenden Probanden durchzuführen.

Genetisch verbesserte Soldaten wären der Durchbruch auf den Schlachtfeldern dieser Welt, und die USA würde innerhalb weniger Jahre wieder an der Spitze der Nahrungskette stehen.

Da wo sie hingehörte.

Fressen oder gefressen werden, war das Motto dieser Welt, und ich hatte nicht vor, mich fressen zu lassen.